

Seine Eltern warfen ihm noch Küsse zu, bevor sie deportiert wurden



Nach dem Krieg kam Post vom Roten Kreuz. "Nur ein kleiner Brief. Darin stand: Louis Muller, gestorben in Auschwitz, April 1943, und Lena Muller Blitz, gestorben in Auschwitz im Februar 1943"

© Marieke van der Velden



von [Rebecca Stegmann](#)

08.05.2024, 12:06 12 Min.

Vor 80 Jahren mussten seine Eltern in einen Zug nach Auschwitz steigen. Jetzt fordert Salo Muller, 88, Entschädigung von der Deutschen Bahn. Über einen, der immer weiter kämpfen will.

Er ist geflogen, von Amsterdam nach Hamburg. Mit dem Zug, wird er später erzählen, das hätte er nicht ausgehalten. Ende Januar sitzt [Salo](#) Muller auf der Bühne in einem Hamburger Veranstaltungssaal, den Rücken im Sakko durchgestreckt. Neben ihm ein Übersetzer, in der ersten Reihe seine Frau und Tochter. Der Raum ist voll besetzt, ein niederländisches Kamerateam bringt sich in Stellung.

Muller spricht Niederländisch, mit raschelnder, aber fester Stimme. Das letzte Mal habe er seinen Vater und seine Mutter in einem Theater gesehen. "Ein bisschen wie hier." Er blickt auf die Menschen in den rot gepolsterten Klappsesseln. Damals entdeckte er seine Eltern, zusammengepfert mit anderen Juden, die bei einer Razzia gefangen genommen waren, auf der Bühne der Hollandsche Shouwburg in [Amsterdam](#). Salo, damals sechs Jahre alt, war ein paar Stunden später in das Theater verschleppt worden. Als er gerade zu seiner Mutter laufen wollte, riss ihn ein Soldat weg. Er schrie und strampelte, die Eltern warfen ihrem Sohn noch Kuschhändchen zu.

Eine wirkliche Entschädigung dafür werden sie nie zahlen können.

Es ist das erste Mal, dass Salo Muller öffentlich in [Deutschland](#) spricht, aber es ist nicht sein erster Besuch. Als Ajax Amsterdam in den 1960er-Jahren in den Stadien von Nürnberg oder Berlin gespielt hat, musste der Physiotherapeut mit der Mannschaft anreisen. Er habe sich dann gefragt, warum die anderen es nicht komisch fanden, im Zug durch dieses Land zu fahren, dabei Kaffee zu trinken, aus dem Fenster zu schauen. "Ich sehe oft vor meinem inneren Auge, wie meine lieben Eltern in einem solchen Waggon deportiert wurden, ihrem Tod entgegen", schreibt Muller in seiner Autobiografie. Wie stickig es gewesen sein muss, der Gestank der Exkremente, die leidenden Menschen.



Er sei wie ein Pitbull, sagt seine Frau über Salo Muller, 88. Hier in seiner Wohnung in Amsterdam

© Marieke van der Velden

"Eine wirkliche Entschädigung dafür werden sie nie zahlen können", sagt Muller auf der Bühne in [Hamburg](#). Er will eine ernst gemeinte Entschuldigung für sich und andere Angehörige und Überlebende – und dazu gehöre eben Geld. Nur so könnten die Wunden heilen.

Muller ist nach Deutschland gekommen, in das Land, das seine Eltern tötete, um die Deutschen auf seine Seite zu holen. Er kämpft gegen die Deutsche Bahn. Die Öffentlichkeit ist seine Chance auf einen Sieg, seine Geschichte seine Steinschleuder im Kampf David gegen Goliath.

Er erzählt diese Geschichte, bis die Moderatorin vom Auschwitz-Komitee ihn die Zeit nicht weiter überziehen lässt. Ein charismatischer, energischer Redner. Dann spricht sein Anwalt. Die deutsche Regierung, meint Martin Klingner, vertrete bei Entschädigungen generell die Haltung, sie habe genug gezahlt. Aber wer entscheide, dass es ausreicht? Für Klingner steht fest: "Die alten Rechnungen sind noch nicht beglichen."

Fahrpreis für Deportationen nach Auschwitz: vier Pfennig für Erwachsene, Kinder den halben Preis

Offene Wunden und offene Rechnungen, knapp 80 Jahre nach Ende des Krieges. Während in Deutschland darüber diskutiert wird, wie man die Erinnerung erhält, kann Muller nicht vergessen. Ein unnachgiebiger, widerborstiger Überlebender, ein Störenfried, der Gerechtigkeit sucht und Fragen wieder und wieder aufwirft, von denen die meisten Deutschen und auch der deutsche Staat denken, sie seien längst beantwortet, geklärt in mehreren Gesetzen und Abkommen der "Wiedergutmachungspolitik". Seit April 1949 flossen bis Ende 2022 rund 82 Milliarden Euro an die Opfer des Nationalsozialismus.



Salo als kleiner Junge: Er war sechs Jahre alt, als er mit ansehen musste, wie seine Eltern deportiert wurden. Das Fotoalbum ist das Einzige, was ihm heute von seiner Familie bleibt
© Marieke van der Velden

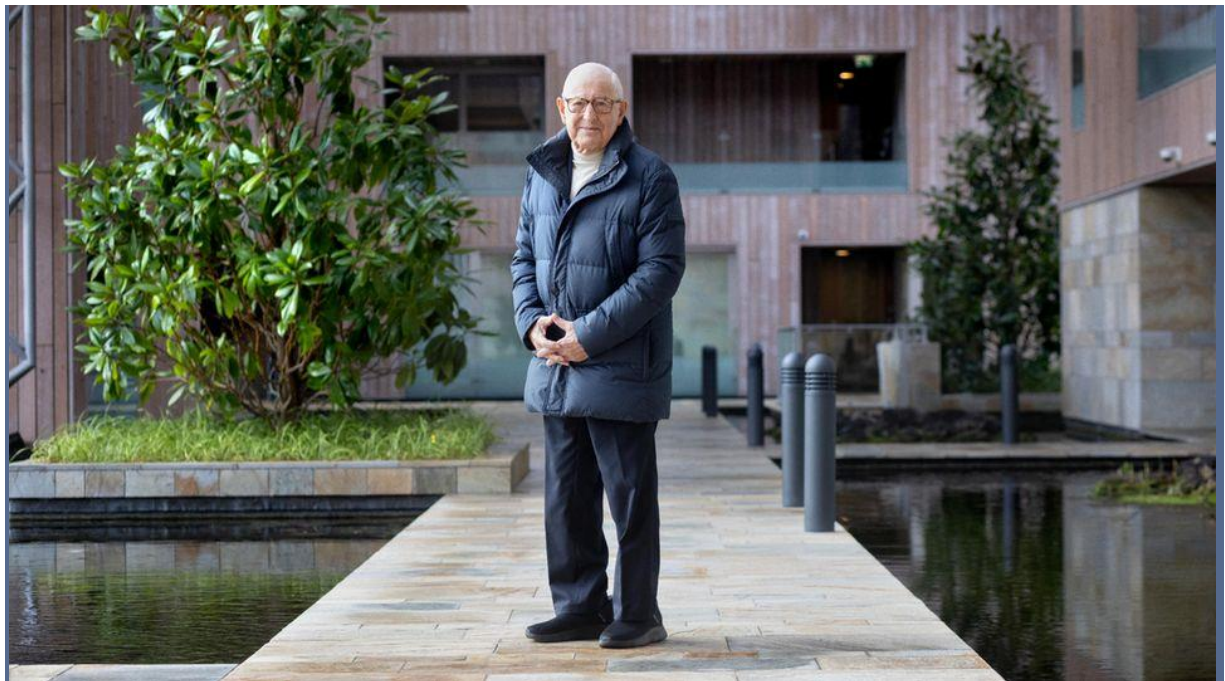
Wer an Auschwitz denkt, hat das Bild von den Gleisen vor Augen. Ohne die Reichsbahn wäre der Holocaust in seinem Ausmaß nicht möglich gewesen. Für die Fahrt in den Tod mussten die Menschen selbst bezahlen. Die Reichsbahn erhob die Fahrpreise für Deportationen pro Schienenkilometer: Vier Pfennig für Erwachsene, Kinder unter zehn Jahren zahlten den halben Preis, Kinder unter vier fuhren kostenlos mit. Ab 400 Personen gab es einen "Mengenrabatt". Die Kosten stellte die Reichsbahn der SS in Rechnung, bezahlt durch Zwangsabgaben und Raubzüge an jüdischen Haushalten und Geschäften. Eine perfide Bürokratisierung der Vernichtung. Keiner der Verantwortlichen der Deutschen Reichsbahn wurde je verurteilt.

"Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust hat nie so stattgefunden, wie sie hätte sollen", sagt Martin Klingner, Mullers Mann in Deutschland, ein paar Wochen später beim Besuch in seiner Kanzlei gegenüber dem St.-Pauli-Stadion. "Die Empathie mit den Tätern war über Jahrzehnte stärker als die mit den Opfern. Es wurde alles dafür getan, dass man möglichst wenig zahlt." Klingner vertritt sonst linke Initiativen in Hamburg, er berät beispielsweise Mieter.

Die Deutsche Bahn vor Gericht gegen einen Holocaust-Überlebenden, das sähe nicht gut aus

"Die Deutsche Reichsbahn hat die Deportationskosten vereinnahmt, sie hat sich bereichert. Und jetzt muss die Deutsche Bahn das wieder herausgeben, um das sie sich bereichert hat.“ Müssen? Das wird, muss auch Klingner zugeben, juristisch schwierig. "Wenn sie es denn will, könnte sie es." Seine Aufgabe ist es, sie dazu zu bringen, es zu wollen.

Klingner hat der Deutschen Bahn einen Brief geschrieben. Er bekam eine Absage. "Man will nicht reden. Also müssen wir andere Schritte gehen." Er wolle eine Verhandlungslösung, sagt Klingner. "Eine Klage ist nur die letzte Option, die ich nicht ausschließe." Ein Rechtsstreit könne sich über Jahre ziehen, bis zu einem Urteil wären viele Geschädigte verstorben. Die Drohung zielt also auch auf einen Imageschaden ab: Die Deutsche Bahn vor Gericht gegen einen Holocaust-Überlebenden, das sähe nicht gut aus, egal, wie der Prozess ausginge.



Den Kampf gegen die Deutsche Bahn will Muller nicht aufgeben. "Ich verdränge die Wut", sagt er, "aber vor allem die enorme Traurigkeit, die von meinem ganzen Körper Besitz ergriffen hat"

© Marieke van der Velden

Die Entschädigungszahlung, meint Klingner, sei eine Möglichkeit der Sühne für die Deutsche Bahn. "Wenn ich das mit Blut befleckte Vermögen erbe, kann ich mich nicht reinwaschen, indem ich sage, ja, war halt so, aber es hat keine Konsequenzen." Er hebt die Hände. "Dann bleibt das Blut halt kleben."

Das Foto-Album ist das Einzige, was ihm geblieben ist

Ein paar Wochen später kramt Salo Muller in der Regalwand in seinem Büro. Er ist adrett gekleidet, wie schon in Hamburg, Rollkragenpulli und Jackett. Mit seiner Frau lebt er im Süden Amsterdams, in einer hellen, modernen Wohnung, verziert mit abstrakten Gemälden und frischen Rosen auf fast jedem Tisch. Er sucht ein Fotoalbum, zwischen Büchern zum

Krieg, zu Van Gogh und einem Ottolenghi-Kochbuch, findet es nicht. "Conny! Das Fotoalbum!" Seine Frau kommt ins Büro und entdeckt es sofort. Ein blauer, seidiger Einband, die Trennseiten, vergilbt und zerknickt, fallen beim Umblättern auf den Boden. Das Album sei das Einzige, sagt Muller, was ihm geblieben sei. Alles andere hätten die Nachbarn damals geraubt, als Familie Muller nicht in ihre Wohnung zurückkehrte. "Da sind wir drei", sagt er. Eine Schwarz-Weiß-Fotografie, sie sitzen am Strand: Mutter, Vater, der Sohn zwischen ihnen. Sie lachen.

Muller wurde am 29. Februar 1936 geboren. In seiner Autobiografie schreibt er von einem kleinen Jungen, der jeden Samstag mit seinem Großvater in die Synagoge ging, zum Geburtstag ein Schlagzeug geschenkt bekam. Er erinnert sich an Mutter und Vater, die ihm jeden Abend eine Geschichte vorlasen, ihm einen Gutenachtkuss aufschmatzten.

Am 27. November 1942, dem Tag, an dem er seine Eltern zum letzten Mal sah, landete Muller in einer Kinderkrippe. Der Kaufmann Walter Süskind, der "Oscar Schindler der Niederlande", schmuggelte ihn wieder raus und rettete ihn so vor der Deportation, wie auch Hunderte andere Kinder. Der Sechsjährige musste untertauchen. Neun Verstecke zählt Muller, in gut drei Jahren. Er bekam einen neuen Namen, Japje, weil Salo zu jüdisch klang. Er wurde verprügelt. Er sah zu, als einem Jungen, der ihn verraten hatte, mit einer Heugabel der Bauch durchlöchert wurde. Er schlief auf Strohmatten, in die er nachts pinkelte. Seine Haut war voller Ekzeme, er bekam Allergien und Asthma. Und sehnte sich nach einem Gutenachtkuss.



Bild aus glücklichen Tagen: Salo Muller mit seinen Eltern Lena und Louis am Strand, um 1939

© Marieke van der Velden

Auf einem Bauernhof in Friesland musste er sich am Wochenende stundenlang unter den Bodendielen verstecken, während Mäuse und Ratten über seinen Körper trappelten und an ihm nagten. Muller ahmt die Bisse nach, er kneift sich in die Jackettärmel, die Arme fliegen auf und ab. Während er dort lag, erzählt er, tanzten über ihm deutsche Soldaten, die verlangt hatten, sich mit den jungen Frauen des Dorfs zu vergnügen. Wenn er heute ins Kino gehe, seiner Frau zuliebe, wenn dann die Türen geschlossen werden und die Lichter ausgehen, fange er an zu schwitzen.

Muller erzählt seine Geschichte meist auf Englisch, für die schwierigen Teile wechselt er ins Niederländische. Ab und zu wirft er ein paar deutsche Wörter ein. Die meiste Zeit ist er gefasst, fast schon routiniert.

Die Wunde wird sich nie schließen.

Den Kampf gegen die Deutsche Bahn, sagt Muller, habe er am Tag nach seinem Triumph aufgenommen. 2019 brachte er die niederländische Bahn dazu, als "moralische Geste" 50 Millionen Euro an etwa 7000 Hinterbliebene und Überlebende der Deportationen auszus zahlen. Er habe vor Glück geweint. Zeitungen auf der ganzen Welt berichteten, er bekam Hunderte Nachrichten. Jahrelang hatte er gekämpft – die Idee kam ihm Ende 2014, als er in der Zeitung las, dass die französische Bahn auf Druck der amerikanischen Regierung Entschädigungen an Überlebende zahlte.

Warum lässt er es jetzt, mit 88 Jahren, nicht endlich gut sein? Er könne es einfach nicht hinnehmen. "Ich will ein kleines Pflaster", sagt Muller. "Die Wunde wird sich nie schließen, aber ein kleines Pflaster kann man draufkleben."

Als das Ende des Krieges kam, sah Muller, wie Menschen aus den Lagern zurückkamen. "Ich war ein wütender Junge. Ich stotterte. Und ich habe immer gefragt: Wo sind meine Eltern? Ich fragte den Pastor in Friesland. Und er sagte, Japje, bete, und sie werden zurückkommen." Also kniete sich der jüdische Junge jeden Abend an die Bettkante, senkte den Kopf und betete, heimlich. Zwei Jahre lang. Dann bekam er den Brief vom Roten Kreuz zu Gesicht. "Nur ein kleiner Brief. Darin stand: Louis Muller, gestorben in Auschwitz, April 1943, und Lena Muller Blitz, gestorben in Auschwitz im Februar 1943."

Mit Gott hat Muller sich nie versöhnt, mit keinem. Synagogen betritt er nur zu Hochzeiten. Er denkt nicht gern an den Tod. Und auch mit dem Land der Täter will er eigentlich nichts zu tun haben. Seine Beziehung zu Deutschland oder zu den Deutschen? Es gebe keine. Nur die zu seinem Anwalt Klingner.

"Einen Deutschen als Anwalt zu nehmen war für Salo nicht einfach", sagt Axel Hagedorn. Für die erste Zeit war er dieser deutsche Anwalt. Hagedorn lebt seit Langem in den Niederlanden. Zum Gespräch empfängt er in den Räumen der Kanzlei, in der er bis zu seinem Ruhestand gearbeitet hat, nicht weit von Mullers Wohnung.

Ich will nicht, dass meine Kinder mich fragen: Warum hast du denen nicht geholfen, Papa?

Er habe damals gezögert, den Fall anzunehmen, auch wenn Muller den Kampf mit der niederländischen Bahn gewonnen hatte. "Die niederländische Bahn ist dieselbe Bahn, die auch damals die Transporte gemacht hat. Die Reichsbahn hingegen wurde aufgelöst, die Deutsche Bahn ist rechtlich gesehen ein neues Unternehmen." Und trotzdem: Die Bahn habe die Schienen übernommen, die Züge. "Sie hat alles übernommen, nur nicht genug Verantwortung. Sie haben Profit gemacht, auf demselben Schienennetz, auf dem sie damals die Juden nach Auschwitz und in die Gasöfen geschickt haben."

Dabei sei es nie um eine konkrete Summe gegangen, nicht um Zahlen, die das Leid eh nicht darstellen können. "Es ist nicht die Frage der Höhe, es ist die Frage, ob überhaupt. Eine einfache Entschuldigung reicht nicht aus."



2019 brachte Salo Muller die niederländische Bahn dazu, als "moralische Geste" 50 Millionen Euro an etwa 7000 Hinterbliebene und Überlebende der Deportationen auszus zahlen. Er habe vor Glück geweint, erzählt er

© Marieke van der Velden

Juristisch sei die Sache aussichtslos. "Das gewinnt man nicht." Man müsse den politisch-moralischen Weg gehen. Als er den Fall übernahm, schrieb Hagedorn Briefe, versuchte ein Gespräch zu erwirken. Seine Hoffnung ruhte auf Angela Merkel, die Antwort war enttäuschend. "Wenn man sich darauf mit den Niederlanden einlässt, dann ist es offen für alle Länder – das hat eine völlig andere Dimension. Jeder Richter, jeder Politiker weiß, welches Tor man da aufschließt."

Eigentlich ist Hagedorn Anwalt für Unternehmensrecht, aber er erkämpfte vor Gericht auch schon die Rückgabe von NS-Raubkunst. Und für die "Mütter von Srebrenica", den Verband der Angehörigen der 1995 massakrierten Bosniaken, zog er gegen den niederländischen Staat und die Vereinten Nationen vor Gericht – erfolgreich.

Hagedorn, Jahrgang 1954, erfuhr als Erwachsener, dass der Mann, der ihn großgezogen hatte, bei der Waffen-SS war. Sein Stiefvater sei hart gewesen, einer, der ausrasten konnte, aber auch der Vater, der mit der Familie im Wohnwagen nach Spanien fuhr und bei seinem Stiefsohn die Lust am Reisen weckte.

Salo Muller – ist das für ihn auch eine Form der Wiedergutmachung? "Ja." Er flüstert es fast. "Absolut." Seine Familiengeschichte, die deutsche Geschichte, sie liegt schwer auf seinen Schultern. "Ich will nicht, dass meine Kinder mich fragen: Warum hast du denen nicht geholfen, Papa?"

Im Wohnzimmer sortiert Conny Muller Rechnungen. Auch ihre Eltern mussten in einen Zug steigen, sie wurden im Konzentrationslager Sobibor ermordet. Seit 60 Jahren sind Muller und sie verheiratet, haben zwei Kinder, sieben Enkel. Sie unterstütze ihren Mann, aber der Kampf um Entschädigungen sei seiner. "Er ist wie ein Pitbull. Wenn er sich in etwas verbeißt, hält er daran fest." Nur, gibt sie zu bedenken, sei er nicht mehr der Jüngste.

Auch Muller selbst bezeichnet sich als Pitbull. Unterschätzt mich nicht, scheint er signalisieren zu wollen. Grinsend schiebt er hinterher: "Aber ich bin nicht nur ein Pitbull, ich bin ein netter Junge. Hab keine Angst."

Seine Arbeit bei Ajax Amsterdam empfand er als Berufung

Nach Kriegsende wurde Muller zurück nach Amsterdam geschickt, zu seiner Tante und seinem Onkel, auch sie hatten versteckt überlebt. Er tat sich schwer in der Schule, musste die verpassten Jahre aufholen. Dann fand er, was er seine Berufung nennt. "Ich war der schnellste Physiotherapeut in Holland! Weil ich jeden Sonntag mit den Jungs gearbeitet habe." Es gibt einige Fotos aus seiner Zeit bei Ajax Amsterdam: Muller auf dem Spielfeld, im Trainingsanzug statt Jackett. Er arbeitete bis zur Erschöpfung und wurde eine kleine Berühmtheit. Nur seine Geschichte kannte kaum jemand.

Muller zieht einen roten Ordner hervor, "Deutsche Bahn" steht handschriftlich auf dem Rücken. Er legt ihn sich auf den Schoß, blättert. "Es ist schon wieder so lange her ..." Zeitungsartikel, E-Mails, Post an Hagedorn. Dann tippt er auf die Kopie des gesuchten Briefs. "Sie wollen keine individuellen Entschädigungen zahlen. Sie sagen, es gebe doch schon Geld, für Museen, für Stiftungen. Und jetzt wollen sie nur noch Kränze niederlegen. Und sie sagen: Herr Muller, wir glauben, das ist genug."

Der Brief kommt aus dem Finanzministerium, die Antwort auf Hagedorns Schreiben an Merkel. Im Auftrag der Bundesregierung heißt es, es gebe bereits eine Fülle von Regelungen für unterschiedliche Personenkreise. Auch Salo Muller erhalte Leistungen zur Wiedergutmachung. Die Architektur des Entschädigungsrechts sei drauf ausgelegt, die unterschiedlichen Verfolgungssituationen nicht zu werten. "Die Deportation als solche kann als Teil des gesamten Verfolgungsprozesses deshalb nicht gesondert (teil-)entschädigt werden." Darauf verweist auch die Deutsche Bahn. Individuelle Entschädigungszahlungen könne sie nicht übernehmen, Entschädigungen seien Sache des Bundes und schon geklärt.

"Unsinn!", Muller spuckt es förmlich aus. Bekommt er denn schon eine Entschädigung? "Was sie sagt", sagt er zum Übersetzer, "das ärgert mich grün und gelb. Wenn die Leute sagen: Ja, aber du kriegst doch schon jeden Monat was vom deutschen Staat." Muller hat vor Jahrzehnten eine Entschädigung über die Jewish Claims Conference beantragt, die seit 1951 Ansprüche von Holocaust-Überlebenden geltend macht. Er bekommt bis an sein Lebensende rund 600 Euro im Monat. Seine Forderungen an die Deutsche Bahn seien aber eine andere Angelegenheit. Dass die Deutschen nicht mal mit ihm reden wollen, findet Muller unhöflich.

Ein paar Politiker haben sich in der Vergangenheit für Muller ausgesprochen. Dietmar Bartsch von der Linken, Konstantin von Notz von den Grünen. Auch ein FDP-Mann: Otto Fricke. Für die FDP sei es ein "gebotenes Zeichen der Nächstenliebe", den Überlebenden zu helfen, sagte er Anfang 2021. Jetzt ist die FDP in der Regierung. Anruf bei Fricke: Unterstützt er Mullers Forderung noch?

Juristisch sei die Sache gelaufen, meint Fricke, nebenberuflich Rechtsanwalt. Und politisch? Er renne gegen Wände, "unabhängig davon, wer die maßgeblichen Stellen besetzt". Um das "offene Tor", also einen Präzedenzfall, zu vermeiden, könnte man mit einer Härtefallregelung arbeiten, etwa in Form eines bilateralen Abkommens mit den Niederlanden.

Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht kurz weine.

Salo Muller schreibt in seinem Buch, dass ihn die Frage nicht loslasse, wie all das passieren konnte. Konnte denn niemand die Schienen sabotieren, die Züge in die Luft sprengen? "Ich verdränge die Wut, aber vor allem die enorme Traurigkeit, die von meinem ganzen Körper Besitz ergriffen hat. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht kurz weine." Nichts helfe. "Und doch muss irgendwie Ordnung in mir geschaffen werden. Es muss Frieden in mir einkehren, ohne Tabletten, ohne Gespräche mit Ärzten, ohne vorübergehende Maßnahmen." Es sei an der Zeit, seine Geschichte zu erzählen.

Hat es geholfen? Er habe, sagt Muller, seine Geschichte seitdem immer wieder erzählt, ob an Schulen oder in Interviews. Es sei einfacher geworden.

Hat er Frieden gefunden? Muller weicht einer Antwort aus. Tagesform, meint er. "Manchmal stehe ich morgens auf, sehe die Sonne und denke mir, oh wie schön. Und manche Tage sind eben schlechter."

Salo Muller war noch nie in Auschwitz. Er sagt, er traut sich noch nicht.

#Themen

- [Auschwitz](#)
- [Holocaust](#)
- [Deutsche Bahn](#)
- [Entschädigung](#)